

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 2

Artikel: Ein Brief zu den Kirchenbildern von Paul Zehnder
Autor: Bühler, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633202>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



J. Affeltranger: Weg im Winter.

zur Uergernis zu geben. Was mich betrifft, so wartete ich den Ausgang des Kampfes nicht ab, sondern nahm einen günstigen Augenblick wahr, mich seitwärts in die Büsche zu drücken.

Am Morgen beim Aufwachen war ich zuerst geneigt, die sämtlichen Erlebnisse des gestrigen Tages für einen Traum zu halten, der nun in der hellen Sonne hilflos zerfließen würde. Das brennende Zucken unter meinem Daumennagel half mir aber alsbald über diesen Irrtum hinweg. Wohl oder übel, meine Zeit war da, und ich hatte dem Vater das Wort gegeben. An ein Zögern oder Hinausschieben der Sache war schon mit Rücksicht auf den lieben Schwager Ferdinand nicht zu denken.

Während ich eine halbe Stunde später zum Futtermähen ausrückte, wälzte ich bereits ernsthafte Heiratspläne in meinem Gehirn umher. Merkwürdigerweise betraf ich mich dabei mehr als einmal auf dem Weg nach dem obern Kemmenhose hinauf. Immer wieder legte ich mir im Geiste die Frage vor, was wohl der zugeknöpfte, etwas hoch-

fahrende Kemmenhofer bei meinem Eintritt in die Stube für ein Gesicht machen würde. Es nückte nichts, daß ich einmal ganz laut und ärgerlich zu mir selber sagte: „Ihr könnt mir gestohlen werden, ihr da oben, alle miteinander!“ Eine halbe Minute später sah mir die blonde Emilie schon wieder im Kopfe.

Vorübergehend kam auch die Karline Zimmerli an die Reihe, die mir in ihrer Neugierlichkeit nicht etwa zuwider war und bei der ich mich getrost auf ein „Ja“ hätte gefaßt machen dürfen. Ohne jegliches Unbehagen konnte ich an die mir unklar vorschwebenden, ganz neuartigen wechselseitigen Beziehungen denken, in die ein ernsthafter Schritt im Nachbarhause uns folgerichtig zu bringen geeignet war.

Dennoch wußte ich nach kurzem Hin- und Herraten, daß ich dort nie anklopfen würde. Erst vor drei oder vier Tagen hatte meine Mutter allen Ernstes geäußert, so faul zum Schaffen und dabei so aller nichtsnußigen Gedanken voll sei auf zehn Stunden weit kein Mädchen, wie die Zimmerli-Karline. (Fortsetzung folgt.)

Ein Brief zu den Kirchenbildern von Paul Zehnder.

Mitgeteilt von Jakob Bühler, Bern.

Sehr geehrter Herr Pfarrer!
„Ein Wunder müßte sich ereignen, wenn ich mich wieder

einmal an einen Pfarrer wende,“ so schloß ich, glaube ich, meinen letzten Brief an Sie vor etwa vier Jahren. Dieses



Paul Zehnder, Bern: Wandmalereien im Kirchlein zu Diemtigen.
Gethsemane und die Engel.

Wunder hat sich ereignet. Damals, nach dem Sturz vom Gerüst, da ich dem Tod nahe war, hatte mich Ihre und Schwester Verenes Güte namenlos getröstet; aber als ich kurz vor meinem Austritt aus dem Spital um der Schwester Freundschaft warb, antwortete sie mir, ihre Liebe gehöre den Kranken und nicht den Genesenden. Meine Stelle fand ich bejezt und keine neue. Meine Klage beantworteten Sie: ich sei jung, gesund und kräftig und müsse mir selber helfen. . . Ich half mir selber; aber ich verwünschte und verneinte eine Welt, die nur Güte und Hilfe für Krüppel, Sieche und Kranke kannte und darin man allem Gesunden und Starren Härte entgegenbrachte. Und aus dieser Verneinung und Verachtung gewann ich Mut und Geschick, mich selber durchzusehen. Da kam der Krieg, und ich tat, was ich seit langem bewußt und ängstlich vermieden hatte: ich begann — überwältigt von dem Wahnsinn, der die Welt durchstobte — von mir weg und über mich hinaus zu denken. Ich begann die Stille und einsame Streifereien zu lieben. Auf einer solchen Fahrt kam ich ins Berner Oberland, und da geschah das Wunder, von dem ich Ihnen erzählen will.

An der Linie nach Zweisimmen, die zweite Station hinter Spiez, liegt Dey. Kurz hinter der Haltestelle talaufwärts zweigt ein Weg nach links ab über die Simme und führt etwa zwanzig Minuten am Waldrand über Matten aufwärts zu vielleicht fünfzig bis sechzig Oberländerhäusern, die breitausladend, braunsamtfarbig, mit entzündenden Schnitzereien um lange niedrige Fensterreihen auf fleckenlos weißen Untermauern stehen, nahe zusammengedrückt und in die Talmulde geduckt, über der unruhvoll das Gelände den vielgipfligen Höhenzügen zurennt. Mitten drin reiht sich unwirsch, wehrhaft und dunkelfarbig die Schwarzbergfluh auf. Just so eigenwillig aber stellt sich unten das Kirchlein vor die Bauernhäuser von Diemtigen. Klobig, fast plump und selbstlicher steht der blankweiße Turm da, spitzt seinen schwärzlichen Hut lang und länger in den Himmel hinein und macht mit seinen Stützmauern aus schwarzen Quadern einen wehrhaften Ausfallschritt gegen die Halde. Unbedeutend und schier ängstlich klammert sich das Langhaus an den Turm.

Ungewöhnlich wie das Neußere ist auch das Innere des Kirchleins. Born befindet sich ein vielleicht vier Meter breites und kaum viel längeres Tonnengewölbe, das auf riesigen Mauern den Turm trägt. Das einschiffige kleine Langhaus wird von einer Pfortkirche bis in die Mitte hinein

überbrückt. Das keine Tonnengewölbe soll im zwölften Jahrhundert als Betkapelle entstanden sein, ein Jahrhundert später wurde Langhaus und Turm angebaut, das erstere im Laufe der Jahrhunderte verschiedentlich erweitert. Vor einem Jahre noch zog die Pfortkirche schief durch die ganze Kirche, der Ofen stand mitten in dem Gewölbe. Das Ganze muß ein unmöglich trostlos und nüchterner Raum gewesen sein, und heute ist es — ein Heiligtum.

Darum schreibe ich Ihnen, Herr Pfarrer, weil es sich um etwas handelt, das Sie und alle, die sich um die letzten Dinge im Menschenherzen kümmern, ganz besonders angeht.

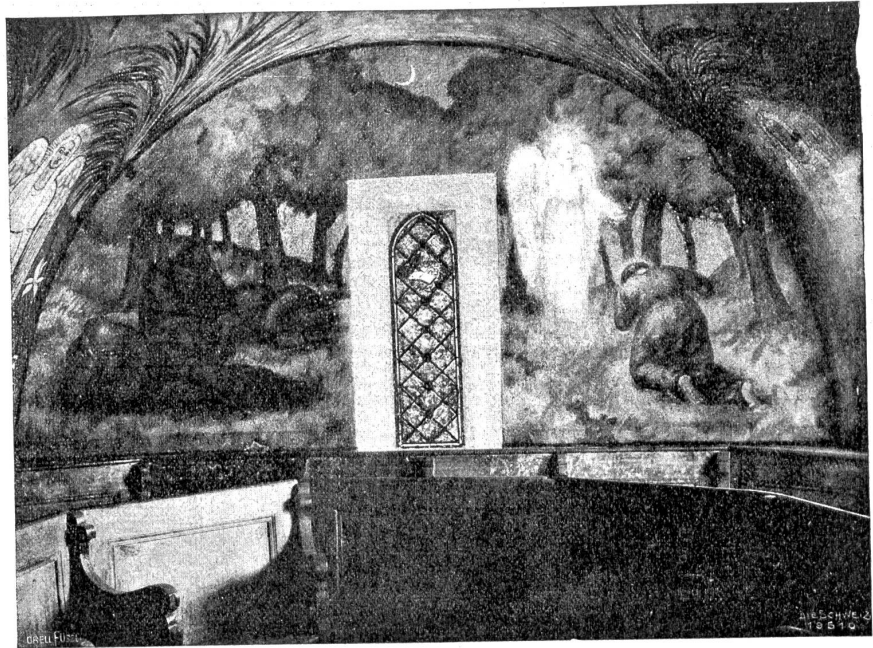
Wenn Sie nämlich das Kirchlein von Diemtigen heute von der Straßenseite her betreten, fällt Ihnen, kaum daß Sie die Türe geöffnet haben, eine seltsam milde und warme Farbenfülle ins Auge, die ausgeht von der gebrochenen Stirnwand der Kirche. Sie machen ein paar Schritte unter der Pfortkirche an den rötlich schimmernden Kirchenbänken

vorbei und erkennen nun im wilden Zwielicht der Tonnengewölbe ein Gemälde: Gethsemane! Außerlich weicht das Bild wenig ab von bekannten Darstellungen dieses Themas. Und doch bleiben Sie befangen stehen. Befangen von der unsagbar weichen Stimmung. Zuerst zieht sie sicher nicht die Engelszene an. Ihre Augen suchen immer wieder die drei schlafenden Jünger unter den Bäumen. Man merkt es ihnen an, wie sie gegen den Schlaf kämpften; der eine ist auch nur leicht eingenickt — daß er das mußte, begreift man; denn bleischwer, traumhaft und dunstig ist die Nacht. Der Schlaf selber, der dumpfe, gleichgültige, alles auswischende, ist in das Bild gemalt, und nur ganz leise und zag funkelt noch der Schein, der vom Trostengel ausgeht, in das Dunkel. Dahinter aber tastet der purpurne Tag nach oben. Rechts neben dem Fenster, in grellem, formenverneinendem, unmenschlichem Licht, steht der Trostengel, und vor ihm fauert niedergebroschen haltlos der Heilige. Da aber das kalte Engelslicht das rote Gewand des Knienden trifft, wird es unendlich mild und zerfließend. Im stumpfen kalten Grün ragen unbewegt die schlafenden Bäume auf.

So dieses Gethsemane: in dumpfen, schweren Traumfarben die unwissenden, stumpfwohligten Schläfer, verzweifelt zusammengebrochen der grübelnde Sucher; das kalte, grelle Licht der Erkenntnis aber wird voll Wärme und bezwingendem Glanz, da es den Leidenden umspielt. Und vor diesem Bild der Nacht und der erlösenden Zerknirschung halten an der Gewölbewand fragwürdige Engel Wache. Seltsame Wesen, die mit jahrhundertalten seelenlosen Augen ins Leere starren. Ohne ganze Strenge, ohne Natürlichkeit. Zu ihren Füßen und um sie herum sproßt und treibt eine seltsame Pflanzenwelt und sucht nach Formen, die Innerstes zu offenbaren vermöchten. Aber alles übertönen die ungelösten Fragen in den Augen der Engel, die um Antwort und Seele und Bejahung flehen.

Dunkelheit, Traum, verzweifelt Suchen, Fragen, Fragen, das alles geistert, lebt und erstarrt im Halbdunkel des Gewölbes. Von Licht, Antwort und unfahbar selbiger Bejahung leuchtet, dröhnt und jubelt der Halbkreis, der sich über das Tonnengewölbe schwingt. Wenn Sie nämlich noch einen Schritt unter der Pfortkirche vorwärts tun oder, noch besser, diese selbst besteigen, so trauen sie ihren Augen nicht. Da rundet und wölbt und wälzt sich's aufwärts, eine seltsam reiche, von innen durchglutete Wolkenmasse, ein milder Goldglanz, der beseligend ins Auge geht. Denn Seele ist ja dieser Stoff selber, wie dort der Raum, der

sich im Hintergrund aufstut und in den der Stoff sich aufgelöst hat. Und auf diesen Wolken wald eine Gestaltenfülle, wald ein Freudenausbruch! In Farben zunächst! Grün, blau und rot schimmernde Gewänder, dazwischen die frohe Farbe eines gesunden, kräftigen Menschenleibes! Das an den überlebensgroßen Gestalten im Vordergrund. Die tiefer hinten auf den Wolken sitzen und stehen, sind schon ganz überstrahlt von dem Goldschimmer des jauchzenden Lichtes . . . Aber das alles erkennen Sie erst später. Was Sie sofort gefangen nimmt, ist die erstaunliche Bewegung, ist der schier taumelnde Glücksrausch, der alle Gestalten erfasst zu haben scheint. Das Unmögliche hat sich ereignet. In diesem Augenblick! Das verkündet die eben zusammensinkende Adorantin, verkündet die ganz Verblüffte gleich links neben dem Erlösten, verkündet die herrliche Tänzerin links im Vordergrund. Der Augenblick, der blühhaft vorüberhuschende Augenblick steht vor uns, und doch — die Ruhe! Vielleicht vermögen Ihnen die Bilder, die ich beilege, diesen Eindruck nicht zu machen. Aber Sie



Paul Zehnder, Bern: Wandmalereien im Kirchlein zu Diemtigen. Gethsemane.

dürfen nicht vergessen, daß es sich um ein sieben Meter breites und drei Meter hohes Gemälde handelt, dürfen keinen Augenblick übersehen, daß es farbig außerordentlich sorgfältig zusammengestellt ist. Was Sie aber schon aus der Photographie ersehen können, ist die kluge Dreieckskomposition und die feine Auflösung und Bindung der Gruppen; als ein malerisches Meisterstück erachte ich namentlich die Verteilung der weiblichen Gestalten auf beiden Seiten und die Art, wie sie in die Tiefe gehen . . . Doch wollte ich Ihnen eigentlich nicht von diesen technischen Dingen reden, wohl aber davon, daß es blutwarmer, wirkliche, lebendige Menschen sind, die da über den fragwürdigen Engeln mit den weißen Käpfelaugen auf den Wolken jauchzen, tanzen und jubilieren, weil der Gott erlöst wurde aus dem Gewölbe des dumpfen Schlafes und des schmerzvollen Zweifels, und daß es nichts weiter bedarf als gesunder, ehrlicher Menschenfinne, um des Glaubens Herrlichkeit zu erringen! Und wie der Menschensohn, ein Riese mit gesundem, starkem Körper, noch halb von Schmerz durchzuckt, die Hände gegen das sehnststrunken zurückgebeugte Haupt erhoben, dem niedertauenden Licht entgegensteigt, das ist so voll von einer Religion der Gesunden und Starken, so voll neuer Erlösergedanken, daß ich darüber innerlich fröhlich war, wie ich es lange nicht gewesen bin. Ein herrliches Evangelium habe ich gehört. Das ist mir aus Farben und Formen, aus Glanz und Leuchten eingegangen durch die offenste Pforte des Menschenherzens: die Augen!

Und noch einmal, Herr Pfarrer, darum schreibe ich gerade Ihnen. So viele Land- und Stadtkirchen haben

wir Land- und -auf, deren trostlos leere Wände das Nichts dieser Welt zu verkünden scheinen. Bitte, sagen Sie Ihren Amtsbrüdern von dem Kirchlein in Diemtigen, und damit sie dann vor Renovierungskosten nicht zurückschrecken, erzählen Sie ihnen auch, daß in Diemtigen der Pfarrer eifrig mithalf, die Kirchendecke zu beizen, indessen die Frau Pfarrer unten die Kirchenstühle anstrich, und daß der ganze Umbau der Kirche um ein lächerlich geringes Geld vollzogen wurde. Vor allem aber vergessen Sie nicht den Namen des Künstlers, der die Bilder in Diemtigen malte. Er heißt Paul Zehnder, und seine größte Sehnsucht ist, seinem religiösen Gedanken- und Innenleben Gestalt und Farbe geben zu können.

Nun bin ich zu Ende. Nur das eine noch: Sagen Sie Ihren Amtsbrüdern, daß es sich vielfach bei der modernen Malerei nicht um einen äußern Schmuck, sondern um tief innerliche, ja um innerste Dinge handelt und daß hier ein hochgezüchtetes Instinktleben Erkenntnisse zu offenbaren hat, die der Verstand nicht erfasst. Ich hätte vorhin bei der Erklärung des Himmelfahrtbildes (vielleicht ist es weit mehr eine Erdenfahrt) auf die Renaissance, auf Michelangelo, oder auch nur auf eine Novelle von Balzac, die dem Künstler vorgeschwebt, anspielen können. Ich habe es nicht getan, ist doch der Geist des Bildes von heute, ganz und ausschließlich, und daß die himmelstürmende Hoffnung dieses Geistes Allgemeinut werde, dafür zu sorgen ist auch Ihres Amtes, Herr Pfarrer. Und nun ans Werk!

Ihr sehr ergebener

Theobald Fündichsdenn.

Ruf Grenz wacht im Süden.

Kleine Skizzen aus der Grenzbesetzung von Fr. Vogt.

4. Das Kirchlein von San Bernardo.

Allenthalben haben die Tessiner schöne Plätze für ihre prächtigen Gotteshäuser ausgewählt. So schön aber wie das Kirchlein von San Bernardo stehen ihrer wenige. Hoch oben „auf stolzer Bergeshöh“ thront es. Der Weg klimmt langsam durch uralte Edelkastanienhaine, durch rankende Weinreben, dichtes Gebüsch. Und mit jedem Schritte offenbaren sich dem entzückten Auge neue Schön-

heiten landschaftlicher Pracht, so daß du oft verweilend anhältst, um ja auch alles dieses Neue, Schöne zu genießen. So ist man droben, eh' man sich's versieht, auf dem neunhundert Meter hohen, dominierenden Gipfel. Jetzt kommt erst der Revers, die andere Seite, nicht minder entzückend.

Vorerst aber das Kirchlein. Verklungene alte Sagen ranken sich wie zartes Eisen um das einsame Wahrzeichen. Die Steine erzählen sie dir, die von den alten, verwitterten Mauern im Laufe der Jahrhunderte abbröckelten, die verbliebenen Fresken im weihvollen Halbdunkel des Innern.